

Zur Friedensfrage.

Von Heinrich Graf Lühov.
K. u. k. Botschafter a. D.

Strelzhof, 5. September.

In der Presse aller Länder ist das Thema besprochen worden, daß Herr v. Kühlmann, wenn er seine bekannte Reichstagsrede um einige Wochen später hätte halten können, noch heute in der Wilhelmstraße säße. Der von ihm zuerst ausgesprochene Gedanke: die Militärs allein würden den Frieden nicht zustande bringen, sei inzwischen ein Gemeingut, beinahe ein Gemeinplatz geworden. Unzweifelhaft ist dies bei uns — man könnte fast sagen ohne Ausnahme — die Auffassung eines jeden Urteilsfähigen, und wohlgemeinte Anträge einer freiwilligen Friedensvermittlung schießen wie die Pilze aus der Erde.

Leider scheint der Moment noch nicht gekommen zu sein, um eine diesbezügliche Aktion mit irgendwelcher Aussicht auf Erfolg unternehmen zu können; noch müssen die Diplomaten sich gedulden, in der felsenfesten Ueberzeugung, daß es in kurzer Zeit dem Genie Hindenburgs gelingen wird, das militärische Gleichgewicht herzustellen. Dann dürfte meines Erachtens nach bei den einsichtsvolleren Elementen der Entente der Wille zur Verständigung sich geltend machen und von beiden Seiten die ersten zarten Fühler ausgestreckt werden können. Augenblicklich wird die Entente sich schwerlich auf Verhandlungen einlassen; sie ist wie eine Meute, die Blut getostet hat und sich ihres Opfers sicher glaubt.

Niemand bei uns wird sich von dem zukünftigen Verständigungsfrieden — wenn es zu einem solchen kommt — übertriebene Erwartungen machen. Wir sind nicht auf Beute oder Eroberungen ausgegangen und bezwecken nichts anderes, als uns Bedingungen zu schaffen, unter denen wir ungestört uns entwickeln und unsere Kulturmission erfüllen können. Jeder, der für die Großmachstellung der Monarchie Sinn und Verständnis hat und nicht durch die drückenden Sorgen des Alltags einem erschöpfenden Pessimismus verfallen ist, wird — wenn nicht alle Erwartungen trügen — auf der Kreditseite unserer Bilanz aus diesem entsetzlichen Völkerringen die Tafelbucher, daß die russische Gefahr, die seit dem Krimkrieg wie eine schwarze Gewitterwolke über unseren Häuptern hing, auf absehbare Zeit ausgeschaltet ist. Die Anzahl derer, die sich dem Studium der auswärtigen Politik widmen, ist bei uns — wie übrigens in den meisten Ländern — keine übermäßig große, und es mag sich somit vielleicht nicht jeder davon Rechnung geben, welchen lähmenden Einfluß diese permanente Bedrohung auf unsere volkswirtschaftliche, finanzielle und kulturelle Entwicklung geübt hat — von der Hemmung unserer Bewegungsfreiheit in den verschiedenen sich ergebenden Konstellationen auf dem europäischen Schachbrett gar nicht zu reden.

Die russische Expansionspolitik war ihrem innersten Wesen nach mit den Existenzbedingungen unserer Monarchie unvereinbar und die vielen Annäherungsversuche, die sich in den sechs Jahrzehnten zwischen dem Krimkrieg und dem Weltbrande abspielten — Monarchenbesuche, Dreikaiserbündnis und Würzsteg — waren außerstande, den Gegensatz dauernd zu überbrücken. Am aussichtsvollsten unter diesen vielen Versuchen und auch in den erzielten Resultaten am nachhaltigsten erscheint die Annäherung, welche mit dem Besuche Kaiser Franz Josefs in Petersburg (1897) ihren Anfang nahm und sich auf die ganze darauffolgende Amtstätigkeit des Grafen Goluchowski erstreckte. Der Einwand, daß Rußland uns damals nur in der Absicht, sich für seine ostasiatische Aktion Sicherheit zu schaffen, ein gewisses Entgegenkommen zeigte, ist natürlich naheliegend; nichtsdestoweniger

kann für keinen Eingeweihten ein Zweifel darüber bestehen, daß Kaiser Nikolaus damals tatsächlich den Wunsch und die Absicht hatte, in den Beziehungen der beiden Großmächte eine neue Aera eintreten zu lassen und mit der traditionellen Politik des Mißtrauens und der Eifersucht zu brechen. Ob er jemals die Willenskraft hätte aufbringen können, diesen Entschluß zur Durchführung zu bringen — auch wenn unsererseits alles geschehen wäre, um ihm dies zu erleichtern — muß füglich als zweifelhaft erscheinen, wenngleich sehr kompetente Beurteiler sich dieser Auffassung nicht rückhaltlos anschließen werden.

Veröffentlichungen jüngsten Datums haben dargelegt, wie sehr die faktische Macht den schwachen Händen des Zaren entglitten war und wie sehr der mystische Nimbus, der die Person des Selbstherrschers zu einer gottähnlichen erhob, auch bei der Bauernbevölkerung sich verflüchtigt hatte. Manche Kenner Rußlands sind der Meinung, daß auch ohne den Krieg die Revolution in kürzester Zeit zum Ausbruch gekommen wäre. Ich maße mir diesbezüglich kein Urteil zu, aber sicherlich wird der einst die Geschichte lehren, daß die Furcht vor inneren Unruhen der Hauptbeweggrund für die leitenden Klassen in Petersburg war, mit oder ohne Einwilligung des Zaren den Krieg nahezu unvermeidlich zu machen. Es wird lange Jahre brauchen, bevor die Entente diese Wahrheit erfassen und anerkennen lernt, aber ein alter Spruch sagt: Veritas semper praevaleret.

Ob es der Staatskunst der Mittelmächte nicht hätte möglich sein sollen, das Spiel der russischen Kriegspartei zu durchkreuzen — dies zu untersuchen ist hier nicht der Ort. Was immer sich aus dem gegenwärtigen russischen Chaos herauskristallisiert wird — das alte panslawistisch-aggressive Rußland gehört der Vergangenheit an — nur ein Napoleon könnte es wieder zur Uferstehung bringen.

Was immer uns daher der dereinstige Frieden bringen mag, eines und vielleicht das wichtigste unserer Kriegsziele haben wir erreicht.

Kaum minder groß aber als die materielle Gefahr, die uns von Rußland drohte, ist jene — weniger greifbare, aber darum nicht minder akute — welche sich auf die Legende von unseren „unterdrückten Nationen“ stützt. Das Schlagwort vom „grido di dolore“, der geknechteten Brüder, reicht in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und weckt nichts als schmerzliche Erinnerungen. Aus einer jeden Zweifel ausschließenden Quelle ist mir zwar bekannt, daß italienische Offiziere von dem kühlen Empfange überrascht waren, den sie bei den „unerlösten Brüdern“ gefunden haben, aber diese vereinzelt ausgesprochenen Aussagen haben wenig Gewicht gegenüber einer — auf Unkenntnis beruhenden, aber darum nicht minder tiefgewurzelt — Ueberzeugung, welche im Lager unserer Gegner allgemein verbreitet ist. Unsere glorreiche Armee hat sich überall ihrer ruhmvollen Vergangenheit würdig gezeigt, und das militärische Ergebnis der vier Jahre dieses Vernichtungskrieges ist günstiger, als die meisten unter uns zu Anfang desselben zu hoffen gewagt hätten.

Nicht leicht ließe sich das gleiche von der Rückwirkung sagen, welche die Erfolge auf dem Schlachtfelde auf die innere Lage ausgeübt haben. Am Anfang des Krieges wurde viel davon gesprochen, daß das gemeinsam vergossene Blut den Kitt bilden werde, der alle Nationalitäten einander näherbringen und verbinden werde; der Krieg werde das „Stahlbad“ sein, aus dem die Monarchie verjüngt, gekräftigt und vereinigt hervorgehen werde. Es ist zu hoffen, daß ein ehrenvoller Ausgang des Feldzuges dieses Resultat zeitigen möge; bisher ist es jedenfalls nicht in dem erwarteten Maße der Fall gewesen. Ich habe zuviel im Auslande gelebt, um nicht einigermaßen mit der Mentalität unserer Gegner vertraut zu sein. Es ist meiner

Ueberzeugung nach durchaus nicht das Gefühl des Hasses oder der Rachsucht, welches das Schlagwort von der Aufteilung der Monarchie gezeitigt hat; es ist bei den leitenden Elementen der Entente in erster Linie das Gefühl, daß die Monarchie in ihrem jetzigen Gesäße beständig ein „Sturmzentrum“ bleiben wird, von welchem aus — auch gegen den Willen der leitenden Kreise — Störungen bald in dieser, bald in jener Richtung zu gewärtigen sind.

Sollte es uns von einer gütigen Vorsehung beschieden werden, daß uns endlich der Versuch gelingt, im eigenen Hause Ordnung zu machen, so sind wir dem Weltfrieden um ein beträchtliches nähergerückt!